

tigungen vermengen. Sein Verhältnis zu dieser Kirche konnte kaum andere Züge als die einer Haßliebe annehmen.

Die DDR-Gesellschaft war in hohem Maß eine Buch-, eine literarische Gesellschaft. Was als Dokument fehlender Weisheit auf beiden Seiten in 100 Jahren reichhaltig Material für eine Provinzposse abgibt, es hätte – literarisch verfremdet – gewichtige, in Ost und West verdrängte Fragen einer Lösung annähern können, z.B. diejenige, ob und inwieweit der Antikommunismus der alten Bundesrepublik etwas mit verweigerter Buße zu tun hatte, oder die andere, ob die Kirchenleitungen in der DDR, was sie jetzt natürlich nicht mehr eingestehen können, nicht uneingestanden recht dankbar waren für Amtsträger und Laien, die mit der Parole „Kirche im Sozialismus“ ernst machten und Verbindungen zum Staat und den Blockparteien hielten.

Nur: auf die hier gewählte Weise lassen sich solche Fragen in der Öffentlichkeit nicht behandeln. Das kann nur im Knatsch enden. Aber immerhin: eine eindringliche Bedarfsanzeige, wieviel Unversöhnlichkeiten in Deutschland nach Versöhnung schreien, ist diese Publikation. Meist bleibt dieser Schrei unartikuliert. Daß er hier, wenn auch unbeholfen, artikuliert wird, läßt dieses Weißbuch denn doch nicht als unnötig erscheinen.

Vo.

FESTSCHRIFTEN

Theologische Samenkörner. Dem Lehrer Dietrich Ritschl zum 65. Geburtstag. Hg. von R. Bernhardt / M. Hailer / G. von Kloeden / U. Link-Wieczorek Lit-Verlag, Münster/Hamburg 1994. 312 Seiten. Br. DM 39,80.

Nach einer Festschrift zum 60. Geburtstag (W. Huber u.a., Hg., Implizite Axiome. Tiefenstrukturen des Denkens und Handelns, München 1990) haben seine Schüler und Schülerinnen zum 65. Geburtstag am 17.1.1995 zwar nicht das literarische Genus gewechselt, aber auf den anspruchsvollen Namen Festschrift verzichtet und – wie es sich biblisch gehört – von der ersten ausgereiften Frucht Samenkörner zu Ehren ihres Lehrers ausgestreut. Dadurch vervielfacht sich dessen in sich schon vieldimensionales Wirken nochmals bis ins Theoriefeld der Physik hinein (Wolfgang Achtner, Implizite Axiome in physikalischen Theorien, S. 36–53), bis zur Suche ganzheitlicher Kategorien für Krankheit (Helga Kuhlmann, Krankheit als Gleichnis, S. 117–135) und zur Bedeutung des Gesichts für die Christologie (Armin Münch, S. 168–170). Wir sehen: höchst unterschiedliche Begabungen und Interessen werden in dieser Pflanzschule so veredelt, daß wissenschaftliche Theologie als Membrane für göttliche und menschliche Lebensäußerungen dienen und sie in Korrespondenz miteinander bringen kann. Wen es nicht freut, das zu verfolgen, dem ist schlecht zu helfen. Wer sich aber daran freut, der wird diese Früchte, pardon: Samenkörner, in die Biographie des Lehrers hinein zurückverfolgen, die die Herausgeber/innen liebevoll zusammengetragen haben (S. 11–35).

Über diesen Gesamteindruck hinaus sei aber doch knapp festgehalten, woran der Rezensent nicht vorübergehen möchte, ohne gezielt zuzustimmen und zu widersprechen. Für die Theologiegeschichte Europas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutsam erscheint ihm, was Warner M. Bailey (S. 54–59) zum Transfer der Theologie Albrecht Ritschls ins presbyterianische Schottland beiträgt. Erinnerungen und

Aha-Erlebnisse stellen sich ein, wenn uns der Hermesstab von Ulrike Link-Wieczorek aufschließt, wie Bert Brecht in seinem Stilmittel der Verfremdung von der Bibel befruchtet wurde (S. 136-147). Beachtenswert auch die Warnungen des ugandischen Priesters Robert Kaggwo, aus Nostalgie und dem Empfinden eigener Defizite die „indigenous theology“ zum Erkenntnisprinzip für Individuation und Gemeinschaft zu erheben und das Heil vom Kontext zu erwarten (S. 100-109). Dagegen ist es doch wohl der Nachfrage wert, ob wirklich mit Reinhold Bernhardt „spielerische Gelassenheit und entkrampfte Gelöstheit“ (S. 69) geeignete Kategorien für das paulinische Weltverhältnis sind. Bei Wolfram Weiße (Religionsunterricht in einer multikulturellen Gesellschaft. Eine Problemanzeige, S. 247-269) stellt sich trotz vieler Zustimmung im einzelnen der ernsthafteste Einwand ein: inwiefern können aus einer so diffusen Bestimmung wie „multikulturelle Gesellschaft“ überhaupt Perspektiven und Kriterien für den Religionsunterricht abgeleitet werden? Und welchen Sinn macht es, positiv bestimmten Glauben keineswegs nur der Christen, sondern auch anderer Gläubiger in unserem Land – mit Kant gesprochen – einem „Aggregat“ einzuordnen, das aus sich, weil wurzellos, nicht lebensfähig ist? Vor allem aber: Welche Freude sollen Christenmenschen noch an einem von dorthier oder dorthin angepaßten Religionsunterricht haben?

Insgesamt: ein Spiegelbild, das Leben in Fülle zeigt.

Vö.

Angela Berlís / Klaus-Dieter Gerth (Hg.), *Christus Spes. Liturgie und Glaube im ökumenischen Kontext.* Festschrift für Bischof Sigisbert

Kraft. Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main 1994. 351 Seiten. Kt. DM 59,-.

„Christus Spes – Christus unsere Hoffnung!“ erwählte sich der Jubilar zum Wahlspruch, als er 1985 zum alt-katholischen Bischof in Deutschland gewählt wurde. Damit war nicht nur im Kern sein geistliches Selbstverständnis ausgesprochen, dieser Wahlspruch charakterisiert auch die Festschrift, für die sein 65. Geburtstag am 7.9.1992 der Anlaß war und die ihm auf der Synode 1994 überreicht wurde. Sie umfaßt 34 Beiträge und vier Grußworte, dazu eine knappe Selbstbiografie sowie die Bibliographie von Sigisbert Kraft mit 349 Titeln. Die Schwerpunkte der Festschrift sind durch die Themen markiert, für die die Altkatholiken insgesamt stehen und in der ökumenischen Bewegung mit Verve und Geschick eintreten: Bischofsamt, Synodalität und Frauenordination (vier Beiträge); Eucharistie, Teilhabe aller, Kirchengemeinschaft (sechs); Liturgie (wen wundert's: zehn); ökumenische Bewegung (vier). Dazu kommen je drei biblische Beiträge bzw. Predigten und je zwei zur Zeitgeschichte bzw. Geschichte der Altkatholiken.

Natürlich ist das ein Grob-, kein Feinraster. Aber alle, die zur Festschrift beitrugen, wollten doch ausdrücken: Wir wissen, wo in dieser Kirche und bei diesem Jubilar das Herz schlägt. Daß unter den Autoren mit vierzehn die Altkatholiken überwiegen, ist selbstverständlich; daß immerhin acht römisch-katholisch sind, erfreut am meisten und zeigt: wo ökumenische Dynamik und gemeinsame Liebe zum einen Herrn der Kirche zu spüren sind, bilden auch sperrige Persönlichkeitsstrukturen kein Hindernis für geistliche Gemeinschaft.